

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 99. Bromberg, den 30. April. 1935

# Diana auf der Jagd.

## Roman von W. J. Locke.



Andermann Drake saß auf dem Bett in dem kleinen Hotelzimmer, warf seinen Hut auf den Handkoffer, den der Hausknecht, gewissermaßen Mädchen für alles, auf den Stuhl gestellt hatte, stierte vor sich hin und war sich völlig im unklaren, was er zunächst beginnen sollte. Das Zimmer war schmutzig, dunkel und ungelüftet; die Tapete fleckig, die baumwollne Decke unsauber, und durch das kleine Fenster war nichts zu sehen als der trübe, verräucherte Londoner Himmel. Der ununterbrochene Lärm der Straße drang von draußen herein, ab und zu übertönt von dem Getöse eines Zuges, der über die Waterloo-Brücke donnerte. Der Raum roch nach frisch gebratenem Fisch und nach altem, eingetrocknetem Schweiß. Andermann Drake zuckte mit den Schultern und lächelte spöttisch. Was kann man anderes für drei Pence sechzig verlangen, Frühstück inbegriffen? Er hatte es längst aufgegeben, noch viel zu erwarten.

Wie erbärmlich es hier auch war, die Kälte draußen war sicherlich noch ärger. Er zog das Schiebefenster auf: London-Süd schrie und brüllte ihm entgegen. Das war kein Willkommensgruß, das war eine Verhöhnung. Hatte er sich denn eingebildet, London stünde dem lauten, schamlosen Geschrei Newyorks nach? Wenn, dann hatte er eben geirrt. Die Waterloo-Brücke und ihre Umgebung würden ihn bald belehren, daß es außer Newyork noch andere Orte gab, wo sich die Furien der Unterwelt austoben.

Am widerlichsten wirkte auf ihn der sich überallhin ausbreitende säuerliche Geruch. Die letzten acht Tage hatte er nur reine Seeluft eingeatmet, bloß zum Essen und zum Schlafen war er in die stickige dritte Klasse hinuntergestiegen. Er war vor wenigen Stunden in Southampton gelandet, hatte sich vom Waterloo-Bahnhof mit seinem Koffer weitergeschleppt, um endlich hier, in diesem scheußlichen Gasthaus Unterschlupf zu finden, an dessen Tür ein Schild hing: Bett mit Frühstück: Drei Pence sechzig.

Sein Freund an Bord hatte es ihm empfohlen.

„Andy, alter Junge“, begann er, „ich würde mit dir hingehen, wenn ich heute Nacht nicht in Birmingham sein müßte. Man kann nicht sagen, daß es das Ritz-Hotel ist, aber die Leute da sind ehrlich. Ich kenne sie, nenne ihnen meinen Namen, und du wirst gut aufgehoben sein.“ Diese Worte waren mit einer großartigen Handbewegung vorgebracht worden. Er war zu beneiden, da er wußte, was er zu Hause sollte. Ihn erwartete eine feste Anstellung in einer Birminghamer Fabrik. Gönnerhaft verabschiedete er sich von Andy Drake.

„Wenn es mit London nichts ist, alter Junge, brauchst du nur nach Birmingham zu kommen, Don Carrey wird schon sehen, was sich machen läßt.“

Hatte Andy aber irgendwelche Hoffnungen auf Don Carrey gesetzt, so verflüchteten sie sich sofort, als er merkte, daß man dem Namen Don Carrey nicht einmal in diesem elenden Gasthof Wert beimaß; man kannte ihn überhaupt nicht!

Andy setzte sich wieder auf sein Bett und leerte seine Taschen. Er hatte noch eine goldene Uhr mit Kette. Die Uhr hatte er von seinem Vater, dem er ein heiteres Gedenken bewahrte und die Kette war ein Geschenk seiner Frau, die sei zehn Jahren tot war. Er zählte sein Geld. Sechs Pfund, acht Schilling und sieben Pence. Dies, die Uhr, die Kette, die Kleider, die er auf dem Leibe trug, der alte Koffer und dessen wertloser Inhalt war alles, was Andermann Drake an beweglichem und unbeweglichem Gut besaß, er, der Sohn Sir Michael Drakes, Baron, und aufgewachsen in dem Geiste Winchesters und des königlichen College in Cambridge.

Andy fuhr sich mit der Hand durch sein Haar. Es war hellbraun und gegen den Scheitel hin etwas gelichtet. „Sechs Pfund, acht Schilling, geteilt durch soundso viel Tage! Lieber Himmel! Das kann ich nicht! Was soll das auch?“

Er lachte, nahm den Hut und wollte hinuntergehen, um etwas zu trinken. Er gedachte wieder der Uhr, die er aus der Tasche gezogen, der Uhr des alten Herrn. Vor solchem Pech hätte der alte Herr nicht anders gehandelt. Er hörte die freundliche Stimme längst vergangener Zeiten:

„Wozu sich kränken, mein Junge, komm, trinken wir eins!“

Er stieg die Treppe hinunter und kam in ein übelriechendes, verlassenes, sogenanntes Rauchzimmer. Der Hausknecht lungerte am Eingang herum und nahm seinen Wunsch: „Whisky mit Soda“ entgegen. Bis zu dem Augenblick dieses ersten Trunkes hier hatte er sich in seinem veramerikanisierten Unterbewußtsein die erstaunliche Tatsache nicht mehr vergegenwärtigt: Man sagt zu Irgendeinem im Gasthof: Bringen Sie mir Sekt, bringen Sie mir Branntwein, Gin oder Wodka, bringen Sie mir Burgunder oder irgendeine andere verdammte Sorte Alkohol, die Sie da haben.“ Und man erhält, was man wünscht. Man nippt aus Gläsern, die mit Sekt gefüllt sind, echtem, herrlichem, prickelndem Sekt...

„Halb Soda, bitte.“

Das war damals! In Freiheit, lachendes, sprühendes Leben! Aber vielleicht lohnte es, in das alte Land zurückgekommen zu sein.

Andy Drake schmatzte mit den Lippen. Ja, dies hier war etwas anderes, als das schale Zeug in Amerika. Er hatte dem Hausknecht Weisung gegeben, halb Soda zu mischen, unwillkürlich hatte er die Gewohnheit des alten Herrn beibehalten.

„Mein Junge, trinkt ein Mann ein halbes Glas reinen Whisky, dann weißt du, daß er ein Trunkenbold ist, hat er aber sein Glas bis an den Rand mit Whisky gefüllt, dann ist er ein vollkommner Narr. Der Weg der Mitte, sagte schon Buddha, ist der Weg der Weisheit.“

Armer alter Herr. Er war gestorben, bald nachdem Andy Cambridge aufgegeben hatte, um in den Krieg zu ziehen. Andy sah nach der Uhr. Es war ein Viertel vor sieben. Das Rauchzimmer war abschreckend, dunkel, übelriechend, neun mal sechs Meter groß, ein halbes Dutzend wacklige Lederstühle standen herum, und ein spärliches Feuer glühte auf einem altmodischen Rost.

Immerhin, es war wieder England. England, das er elf Jahre nicht gesehen hatte. Er war jetzt siebenunddreißig Jahre. Und er trank seinen Whisky mit Soda als freier Mann in einem freien Land... Sechs Pfund, acht Schilling und sieben Pence. Was für ein Narr war er gewesen!

War es die Schuld des alten Herrn? Wer konnte das entscheiden? Wer war er, daß er über Tote richten durfte? Jedenfalls, früher hatte er seinem Vater näher gestanden als sein Bruder Hermann, der Träger des Adel-Titels, Hermann, sein Zwillingsbruder, der zuerst zur Welt gekommen war. Seine Mutter, eine farblose, sehr ahnenstolze Frau, hatte bestimmt, das erwartete Kind, sollte es ein Knabe sein, müsse Hermann heißen. Als noch ein Junge folgte, war die Bestürzung groß. Der Ältere war natürlich Hermann, aber der Jüngere, der wohl unerwünschte Bruder?

„Dann Andermann natürlich“, sagte der Vater scherzend.

„Ein sehr guter Name“, meinte die Mutter. „Bei den Shropshires, glaube ich, gibt es ihn, in dieser sehr guten alten Familie.“

Schön also! Nach Sir Michaels Meinung tat es ein Name so gut wie der andere. Seiner völlig humorlosen Frau einzugestehen, daß er es im Spaß gesagt hatte, wäre einer unverzeihlichen Beleidigung gleichgekommen; die meisten seiner Angriffe gegen sie hielt er ängstlich geheim.

Später hatte ihm ein amerikanischer Freund seinen Namen abgekürzt, und so blieb es sein Leben lang.

„Wie heißt der Junge?“

„Andermann.“

„Andermann, Donnerwetter! Komm her, Andy.“

An die Ohren seiner Mutter drang diese gewöhnliche Benennung niemals. Als er vier Jahre alt war, erkrankte sie plötzlich, und einige Tage darauf war sie tot. Er hatte nur eine schwache Erinnerung an sie. Er behielt von ihr den Eindruck betonter Unfehlbarkeit, aus deren Umkreis er zu dem Vater flüchtete, der bei all seinen Schwächen eine leidenschaftlich durchglühte Natur war.

Andy Drake trank seinen Whisky aus und bestellte einen neuen. Der alte Herr hätte dasselbe getan. Er lachte. Warum nur dachte er jetzt an all diese Dinge? Der Vater lag schon viele Jahre in seinem Grab. Wenn er jetzt nicht gelacht hätte, wäre ihm nur das Weinen geblieben. Und in vergangenen Jahren hatte er Grund genug zum Weinen gehabt. Was hatte er aus seinem Leben gemacht?

Es gibt Menschen, die ihr Leben mit bewußter Überlegung zerstören. Sie laufen mit geschlossenen Augen in das Unbekannte, sie kennen die Gefahren und hoffen auf den Erfolg. Fallen sie auf die Füße, sind sie Helden, brechen sie sich das Genick, sind sie — im weltlichen Sinne — Narren. Andy war es bisher noch nicht gelungen, sich den Hals zu brechen, immerhin hatte er genug Mißerfolge gehabt, um als Narr gelten zu können. Als sein Vater starb, bekam er etwa zwanzigtausend Pfund ausbezahlt. Das Vermögen war nach den Testamentsbestimmungen unter die Zwillinge geteilt worden. Was aus diesem Geld geworden war, wußte Andy selbst nicht recht. Mit einem Teil hate er einige Jahre vergnügt gelebt, einen anderen hatte er verschenkt. Da war zum Beispiel Molly Dessart mit ihren beiden kleinen Kindern; sie verfügte bloß über die spärliche Rente einer Kapitänswitwe. Und in Billy Dessart, mit dem ihn die ärgsten Kriegserlebnisse verbanden und der gefallen war, sah er das Vorbild eines Soldaten und Menschen, und Molly, die Krankenschwester war die netteste Person der Welt und plötzlich in Not. Er war Trauzeuge bei ihrer Kriegstrauung gewesen. Er im Gelde schwimmen und der Witwe seines besten Kameraden nicht beistehen — unmöglich! Und es gab noch andere, denen er geholfen hatte. Dann war ihm geraten worden, in ausländischen Währungen zu spekulieren. Einmal war er Multimillionär in Österreichischen Kronen, kurze Zeit darauf ein Bettler.

„Hättest du dir meine Ratschläge zu Herzen genommen“, sagte sein kluger Bruder Hermann, „so hättest du dein Vermögen verdoppelt. Warum mußt du dich immer zum Narren halten lassen?“

Darin spiegelte sich das ganze Verhältnis der Zwillingsbrüder. Hermann war vorsichtig, Andermann leichtsinnig. Hermann verließ Eton mit einer Ehrengabe des Trinity Collegs, er trug sein lateinisches Preisgedicht so vollendet vor, daß jeder von seinem angeborenen Talent überzeugt war. Wie Andy es fertig brachte, in der Schule fast jedesmal hängenzubleiben, war seinem Vater ein Rätsel, seinem Bruder und ihm selbst auch. Mitten in seine unrühmliche Cambridge-Zeit fiel der Krieg. Er ging in den Krieg, während Hermann als zarter Junge mit einem schwachen Herzen, dem körperliche Anstrengungen von jeher verboten gewesen waren, zu Haus blieb. Während Andy in Schmutz und Blut watete, auf den Krieg fluchte, obwohl er ihn im stillen liebte, hatte Hermann eine große Laufbahn vor sich. Er war in die hohe Politik geraten, Privatsekretär eines Ministers geworden. Hätte der Krieg noch länger gedauert, wäre ihm ein noch höherer Rang erreichbar gewesen. So rutschte er in das Parlament hinein, bei einer Ersatzwahl, und hatte Ministerrang. Andy kam aus dem Krieg mit einer Auszeichnung und einer Kugel im Leib. Hermann hatte seine zwanzigtausend Pfund so geschickt angelegt, daß er, als Andy mit seinen Unglücksnachrichten heimkam, sein Vermögen bereits verdoppelt hatte.

„Hättest du nur meine Ratschläge befolgt!“ sagte er.

Damals hatte Andy über seines Bruders neuerliche Ratschläge gespottet und sich etwas viel Wichtigeres von ihm zu Herzen genommen: die Braut! In der Nacht vor der Hochzeit ging er durch mit ihr.

Sie hieß Mona und war bezaubernd. Andy verehrte sie seit jeher, doch anständigerweise hatte er ihr nie von seiner Liebe gesprochen. Was für Aussichten hätte er auch gehabt, unbekannt, verarmt, der Bruder hingegen mit Titeln überhäuft, vornehm und eine glänzende Zukunft vor Augen! Wie sollte er da wetteifern können? Was aber geschah?

Es war eine Julinacht. Ein muffiges Familenfest. Eine mondbeschienene Terrasse. weite Rasenflächen mit blassen Blumen und ihrem Duft, Stille ringsherum und Schweigen, nur die Ulmen rauschten.

Beide begegneten einander in einer Pause. Nichts in seinem Wesen verriet ihn, er war brüderlich zu ihr, wenn auch etwas zu ernst, fast feierlich. Allmählich erhielt das harmlose Gespräch tiefere Bedeutung, bis sie zu seiner Bestürzung hart und bitter hervorstieß:

„Ich breche mit Hermann, sofort! Oh, warum bist du es nicht?“

Und der Mond lachte, die Sterne tanzten, die Ulmen bewegten sich leise, die Sommernacht schien im Wahnsinn zu tanzen, und das Mädchen lag in seinen Armen.

Eine Stunde später flohen sie in Andys Wagen durch Surreys Waldwege nach London. Vierzehn Tage später waren sie in Newyork, um dort ihr Glück zu versuchen.

Sechs wilde, wundervolle Monate, dann war sie tot. Der Winter in Newyork, eine zufällige Erkältung, Lungenentzündung, das war das schreckliche Ende.

Es lag zehn Jahre zurück. Und diese Zehn Jahre hatten sich durch Mißerfolge und Enttäuschungen hervorgetan und waren begleitet gewesen von unzähligen vergeblichen Versuchen, es zu ändern.

Andy war ein geborener Schauspieler. In seiner Kindheit, auf der Schule, auf der Universität, im Feld hinter der Front hatte ihn seine Schauspielerbegabung niemals im Stich gelassen. Also ging er in Newyork zum Theater. Dort blieb er während seiner schlimmsten Zeit. Er reiste kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten, spielte alle erdenklichen Rollen, mit allen möglichen Truppen. Ein alter Kollege, dem er im vergangenen Sommer wieder einmal begegnet war, hatte ihn in einen unwahrscheinlichen Alkoholschwindel verwickelt. Das verschlang seine kleinen Ersparnisse.

Es war der Anfang vom Ende. Von neuem Newyork, ermüdendes Warten und Herumstehen in Vorzimmern der Agenten, grauenvolles Herumlaufen auf dem Broadway, bis die Schuhsohlen durchgelaufen waren.

Plötzlich erhob er sich, ordnete seinen abgetragenen Schlips vor dem einstmals goldgerahmten Spiegel über dem Kaminsims, strich seinen alten Rock unwillkürlich glatt, wie einer, der Wert auf sein Äußeres legt, ging aus dem Zimmer zur Telephonzelle. Er fand sie in einer dunklen Ecke. Nachdem er in seinem Taschenbuch nachgeschlagen hatte, steckte er die notwendige Münze in die Spalte und nannte die Nummer.

Eine Stimme antwortete: „Hallo?"
„Ist dort Park 9857?"
„Ja, Sir Hermann, hier ist Bronson."

(Fortsetzung folgt.)

# Vier Minuten Nebel und Ozean.

Erzählung von **Paul Jakob.**

Die ganze Nacht brüllt unser Nebelhorn — den ganzen nächsten Tag — den übernächsten — drei Tage — vier Tage — jede Minute ein Schrei. Es ist richtig pottdick. Bis jenseits der Neufundlandbank, sagt sich jeder, wird das wohl so bleiben. Schon längst laufen die Maschinen ganz kleine Fahrt. Das Brausen der Bugwelle ist nur noch ein Glucksen und Plätschern. Wie ein wesenloses Gespenst schieben sich 4000 Tonnen durch milchiges Grau. Wenn der Ausguckmann von der Spitze des Schiffes zurücksieht, erschrickt er jedesmal. Es sieht aus, als ob Vorderschiff und Brücke mutterseelenallein im Nebel festsäßen. Er hat das Gefühl, der letzte Mensch im verdämmernden Weltall zu sein.

Der „Alte" wagt kaum, seine Hand vom Maschinentelegraphen zu nehmen. Er hat mal gesehen, wie im Nebel ein dicker Passagierdampfer einen kleinen Frachter glatt durchschnitt. Ganz leicht ging das! Wie ein Messer durch Butter! Der Nebel konnte sich gar nicht so schnell an der Stelle zusammenschließen, wie der Frachter abbuddelte, und wo eben noch ein Schiff war, befand sich ein leeres Loch im Nebel. — So etwas vergißt man nicht!

Die Steuerleute stehen wie Bildsäulen auf dem Brückennocken. Niemand wagt hin und her zu gehen. Sie haben Angst, irgend ein Geräusch, ein Signal, aus dem Nebel zu überhören. Kommandos werden geflüstert. Nur die Freiwachen liegen sorglos in den Kojen. Sie vertrauen fest auf ihren Kapitän. Seeleute sind nun einmal so: wenn sie wissen, es ist jemand da, auf den sie sich verlassen können, dann tun sie es auch.

Gegen Mittag des vierten Tages will der „Alte" das Schiff doch lieber ganz stoppen. Wir kommen nämlich in die übliche Atlantikroute, wo unsere dicken Kollegen vom Passagierfach ihren Fahrplan innezuhalten haben. Der Kapitän schickt mich achteraus zum Logeinholen. Die Leine des im Wasser treibenden Geschwindigkeitsmessers sticht wie ein langer dünner Finger in die Nebelwand, und das Ende kann man gar nicht sehen. Die Loguhr steht bei der langsamen Fahrt fast still. Das Einholen geht sehr schwer. Es ist, als wäre die Leine an einer fernen, unsichtbaren Insel festgemacht. Vielleicht hängt wieder ein Haufen Golfkraut an dem Log, denke ich. Und richtig! — Um den Klumpen abzuschütteln, stelle ich mich in die Sprossen der Reling und muß mich dabei freihändig über Bord biegen. „Eine Hand fürs Schiff — eine für mich", denke ich gerade noch an die alte Seemannsregel und will mit der einen Hand nach der Reling fassen...

In demselben Augenblick habe ich das Gefühl, als ob mir eine Riesenfaust von hinten aus dem breiigen Nebel ein spitzes Stück Eisen durch den Kopf schlüge — von oben nach unten, daß die Spitze durch den Körper saust und an der Fußsohle hinausragt. Im Schiffsjournal steht, ich hätte das Gleichgewicht verloren und sei über Bord gefallen. Das hat der Kapitän geschrieben. Ich habe das später selbst gelesen und auch unterzeichnet. Aber ganz so einfach war es doch nicht! Schließlich habe ich es doch erlebt! Deutlich spürte ich doch den Schlag mit dem spitzen Eisen. Ganz heimtückisch, hinterlistig aus dem Nebel kam er.

Ich greife um mich. Meine Hände packen Luft. Ich schwebe. Wahrhaftig, ich muß Flügel haben. Gewaltige Flügel! Mit denen rudere ich unbeholfen umher. Ich habe gar nicht gewußt daß ich fliegen kann. Ich muß wohl höher, der Sonne entgegen —, ich hole mächtig aus mit den Schwingen: rund herum dreht es mich. Die Luft wird mir knapp. Meine Flügel werden plötzlich meine eigenen Arme und Hände. Die Luft wird Wasser. Da hebt mich eine unerklärliche Gewalt sanft hoch. Mein Kopf ist plötzlich über Wasser, und als ich das erkenne, da hätte ich ihn bald wieder untergetaucht. Ich schreie: „Schipp ahoi!" Verzweifelt: „Schipp ahoi!" Das Schiff! Wo ist nun das Schiff?

Schwimmen kann ich. Wohin soll ich aber schwimmen? Den Horizont kann ich ja mit der Hand packen. Er ist ganz dicht um mich herum. Nur nicht abzappeln, denke ich und lausche. Ganz schwach rudern meine Hände unter Wasser. Ich treibe senkrecht stehend. „Schipp ahoi!"

Der Ruf bleibt in meiner Mundhöhle. Ich strecke den Arm vor und rufe gegen die Hand. Wahrhaftig, der Schall bleibt im Munde, er erreicht nicht einmal meine Hand. Eine wahnsinnige Angst packt mich. Das Schiff kann doch nicht einfach weiterfahren! Man muß mein Fehlen doch bemerkt haben! Der „Alte" wollte doch stoppen! Ob ich hinterherschwimme? Aber wohin? In welche Richtung? — „Schipp ahoi!"

Dumpf heult das Nebelhorn. Es heult überall. Wohin ich auch den Kopf wende. Der Nebel ruft den Ton von allen Seiten zurück.

Ruhe — flüstere ich mir zu — Ruhe, Ruhe! Nur nicht abzappeln. Ich habe das mal gesehen. In Rio. Im Hafen. Keiner konnte helfen... Ich muß brüllen. Woher sollen sie sonst die Richtung wissen.

„Schipp ahoi!" — Halt! Was plätschert da? Ich lege das Ohr aufs Wasser! Ja — da — ich werfe mich vor. Jetzt kommt es nur auf Tempo an. Nicht auf Brust- oder Rückenschwimmen! Ich springe aus dem Wasser, Satz für Satz — Meter um Meter. Schlage mich wie toll vorwärts. Mache ordentlich Kielwasser. Stopp! Mein Herz pocht wie unsinnig. Die See ist ganz glatt. Kleine Kreise umziehen mich. Die Kreise meines klagenden Herzens — die Kreise meines Lebens. Sie werden größer — immer größer — verlieren sich in Armeslänge im Nebel. Was soll nur mein Kopf noch über Wasser?

Rufen soll er, schreien, schreien: „Schipp ahoi!" Schipp ahoi!"

Meine Beine werden so merkwürdig schwer. Sie sind eigentlich überflüssig. Was soll ich damit? Ich habe an meinem Kopf genug! Wenn nur das Nebelhorn aufhören wollte! Ob man mich an Bord überhaupt rufen hört? Ich will nicht mehr rufen, lieber ausruhen, den Kopf aufs Wasser legen. Es muß schön sein — ihn unterzutauchen — —

Da — eine schwarze Wand, ganz dicht vor mir, keine zehn Meter. Eine Jakobsleiter. Ran! Gepackt! Festhalten!

Was schreien sie an Deck? Geht mich nichts an! Ich habe mich nur festzuhalten. —

Unser Käppen hat eine gute Seele. Ein ganzes Wasserglas Rum muß ich trinken.

„Welch ein Glück", sagt er, „daß wir schon gestoppt hatten. Bei dem Nebel hätten wir dich sonst nimmer gefunden."

„Wie lange habe ich denn im Wasser gelegen?"

Der Alte sieht den Steuermann an. „Ja", meint er endlich, „wir sahen dich fallen — die Jakobsleiter wurde übergelegt — na — vielleicht vier bis fünf Minuten."

„Stunden! Käppen — nicht wahr? Vier Stunden!" widerspreche ich ungläubig. — Er schüttelt den Kopf, und ich bekomme ein zweites Glas Rum. Aber ich denke: mich reden sie nicht dumm, vier Stunden habe ich im Wasser gelegen, vier Stunden im Ozean, und ringsum nur Nebel.

# Die Wohnung des Glücks.

Skizze von **Heinrich Eckmann.**

Nein, was ist das nun wieder für ein Lärmen und Erzürnen im Hause! Alle sechs Kinder wollen ihrem Vater entgegengehen. Das sollen sie ja auch, selbstverständlich sollen sie das. Aber sie müssen sich doch einig sein. Hans ist der Älteste, er kann schon radfahren und seinen Vater darum ganz vom Bahnhof abholen. Dann kommen Lise und

Johann, sie könnten gut den halben Weg zu Fuß machen. Aber Jochen und Anna wollen auch mit und genau so weit wie die beiden andern Geschwister. Das können sie noch nicht, dazu sind sie noch zu klein. Also müssen Lise und Johann doch vernünftig sein und die beiden kleineren Geschwister mitnehmen. Und wenn sie es auch nicht einsehen können, so müssen sie es einsehen, da nützt nun alles nichts.

Die ganze Woche arbeitet der Vater als Maurer in der Stadt, und am Sonnabend nachmittag kommt er nach Hause, um Montag mit dem ersten Zuge schon wieder fortzufahren. Natürlich, das ist ein Fest und eine große Begebenheit, auch die Mutter freut sich sehr.

Hans, der Älteste, ist schon lange weggefahren; er hätte noch eine Stunde Zeit gehabt, aber er wollte nicht länger warten. Und nun machen sich auch die andern vier auf den Weg, Hand an Hand, die beiden Kleinen in der Mitte.

Die Mutter steht in der Tür, ihr Jüngstes auf dem Arme, und verfolgt den Auszug ihrer Kinder mit blanken Augen. Wie schier und schmuck und gesund sie alle sind! Sie preßt ihr Jüngstes an sich und küßt es und tanzt mit ihm und erzählt, daß der Vater vielleicht etwas Schönes mitbringe aus der Stadt. Er ist immer bemüht, das bescheidene Leben zu schmücken. Er baute den Kindern einen Taubenschlag, er richtete einen großen Kaninchenstall ein, er pflanzte Spalierobst an die kahlen Mauern. Die junge Frau wird einen Augenblick ganz still in ihren Gedanken an ihn.

Nun geht die Frau hinaus, steht in der Tür und wartet weiter. Und da kommt Hans, der Älteste, auch schon an und meldet die Ankunft des Vaters. Er steigt nicht einmal vom Rade herunter, er hat keine Zeit und muß gleich wieder zurück. Seht, und nun kommt der Festzug anmarschiert. Die Frau läuft ihm entgegen, ihr Jüngstes immer auf dem Arm. Mann und Frau geben sich die Hand und sehen sich glücklich in die Augen. Dann trägt der Vater sein Jüngstes nach Hause. „Ba—ba", sagt der Kleine und kräht wieder und hüpft. Der Vater strahlt vor Freude. Und die andern Kinder krähen und hüpfen und strahlen mit, Blumen in den kleinen Händen. Nein, was ist das für ein Fest!

Erst muß der Mann einen Blick in den Garten werfen und in den Stall und überall hin, sein Jüngstes immer mit sich tragend. Dann erst setzt er sich an den gedeckten Tisch. Und nun hebt wieder das Fragen der Kinder an. Sie müssen wissen, wie es in der Stadt aussieht. Und Hans hat dreißig Pfennig verdient, dem Lehrer im Garten geholfen. Und jeder möchte zuerst erzählen...

Als die Kinder am Abend endlich zur Ruhe gebracht sind, gehen der Mann und die Frau in den Garten. Und nun sagt der Mann: „Ich muß dir noch etwas erzählen, Anna, ich habe nämlich unser Haus verkauft."

Die Frau erschrickt. „Nein, Hans", erwidert sie, „das darfst du nicht tun."

„Ich habe es mir so gedacht", sagt er. „Wenn wir in der Stadt wohnen, leben wir zusammen. Ein Kollege von mir will hierherziehen und mir in der Stadt seine Wohnung abtreten. Sieh, dann hast du es auch viel bequemer. Und was gibt es in der Stadt nicht alles zu sehen!"

Aber die Frau steht da mit gesenktem Kopfe. „Ach", sagt sie, „wie wollen wir das machen? Wie können wir von allem, was wir hier haben, loskommen?" Sie fängt zu weinen an. „Warum hast du das getan, Hans?"

„Ja", meint er, „wie soll ich das sagen,"

Sie begreift ihren Mann nicht. Sie steht da und wagt nicht, ihren Kopf zu heben.

„Ich kann viertausend Mark für den ganzen Kram bekommen", sagt er, „das ist viel Geld, Anna, das ist sehr viel Geld. Und da dachte ich — — wenn wir in der Stadt auch in einem Mietshause wohnen müssen — —"

Dann aber hält er es doch nicht mehr aus. Er nimmt seine Frau in den Arm und lacht und fragt sie: „Glaubst du das, Anna? Könntest du das wirklich glauben?"

Die Tränen laufen ihr noch immer über die Backen. Aber nun lacht sie schon wieder. „Nein", sagt sie, „nein, Hans, wir wollen hier bleiben. Und ich habe es ganz bestimmt nicht glauben können." Es sieht fast so aus, als wenn sie sich schämte. „Wie kannst du mich nur so belügen", sagt sie.



# Bunte Chronik



**Neugeborene Kinder am laufenden Band.**

Ein Krankenkassenschwindel großen Stils wurde letzthin in Prag aufgedeckt. Die Tatsache, daß die Krankenkasse jedem Mitgliede bei Anmeldung eines neugeborenen Kindes einen Betrag von 200 tschechischen Kronen auszahlt, hatten sich einige raffinierte Betrüger zunutze gemacht. Ein 29 jähriger Straßenarbeiter, sein 25 jähriger Bruder und ein 29 jähriger Kellner hatten einen feinen Plan geschmiedet, den sie mit bewundernswerter Gerissenheit zur Ausführung brachten. Im Laufe von wenigen Monaten haben die drei Geschäftstüchtigen unter den verschiedensten Namen nicht weniger als 56 Kinder „zur Welt gebracht", das heißt, sie haben die Neugeborenen bei der Krankenkasse angemeldet, um jeweils den Betrag von 200 Kronen in Empfang nehmen zu können. Um dieses Gaunerstückchen durchführen zu können, wurden beim Magistrat wieder durch einen Mittelsmann die notwendigen Formulare gestohlen, ausgefüllt und mit gefälschten Stempeln versehen. Nun endlich ist die Krankenkasse auf den Schwindel aufmerksam geworden, und nach längerer genauer Beobachtung gelang es, die drei Schuldigen festzunehmen.

**Napoleon III. und die Banknoten.**

Die französischen Banknoten, vor allem jene, die über höhere Beträge lauten, sind ungewöhnlich groß und erfreuen sich wegen der dadurch hervorgerufenen Unhandlichkeit im Verkehr nur geringer Beliebtheit. Man hat daher beschlossen, sie künftig in kleineren Abmessungen herauszugeben. Diese Änderung ist nicht die erste, welche die französischen Noten durchgemacht haben, wenn eine früher erfolgte auch nicht die Größe, sondern die Farbe betraf. Ursache dazu gab, wie erzählt wird, ein Streich, den die Kaiserin Eugenie ihrem kaiserlichen Gemahl, Napoleon III., spielte. Bis zum Jahre 1863 waren alle französischen Banknoten in Schwarz gedruckt. Eines Tages nun, als die Kaiserin einmal die Bank von Frankreich, das französische Noteninstitut, besichtigte, überreichte man ihr zum Andenken ein Bündel außerordentlich gut gefälschter Tausend-Frankennoten, die gerade von der Polizei beschlagnahmt worden waren. Nach ihrer Rückkehr in die Tuilieren machte sich die Kaiserin den Spaß, dies Bündel falscher Noten in des Kaisers Schreibtisch zu legen, an eine Stelle, an der Napoleon gewöhnlich Bargeld liegen hatte. Schon am nächsten Tage suchte zufällig ein alter Bekannter, dem es inzwischen schlecht ergangen war, den Kaiser auf, um ihn um Hilfe zu bitten. Napoleon zeigte sich großzügig und händigte nach einem Griff in den Schreibtisch dem anderen einige Tausend-Frankennoten aus, natürlich ohne zu ahnen, daß sie gefälscht waren. Als der glückliche Empfänger sie gleich darauf bei der Bank selbst wechseln wollte, wurde er zu seinem Entsetzen verhaftet. Dadurch kam die ganze Geschichte an den Tag. Seit diesem Vorfall zeigte der Kaiser eine solch ausgesprochene Abneigung gegen die einfachen schwarzbedruckten Banknoten, daß er für alle künftigen Ausgaben den farbigen Druck befahl.

**Der Blitz als Schatzfinder.**

Seltsam sind zuweilen die Launen, die den aus den Wolken herniederzuckenden elektrischen Funken zu beherrschen scheinen. Außer dem vielen Schaden, den der Blitz anzurichten pflegt, kann er aber zuweilen auch einmal Gutes stiften. So schlug kürzlich solch ein feuriger Strahl in einen Bauernhof in der Nähe der italienischen Stadt Vicenza, während der Bauer mit seiner Familie gerade beim Essen saß. Der Blitz richtete im Zimmer nicht den geringsten Schaden an, sondern fuhr aus dem Fenster und ging draußen in den Boden, wobei er ein großes Loch aufriß. Hierin fand die Bauernfamilie nach einiger Zeit zu ihrer großen Überraschung neben einer Menge verrosteter Waffen auch einen ansehnlichen Betrag in alten französischen und italienischen Münzen, die heute einen erheblichen Wert darstellen. Waffen und Münzen dürften während der napoleonischen Kriege von fliehenden Franzosen der Erde anvertraut worden sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.